



Alfred Meißner

**DIE TAGE
DES TEUFELS**

Kriminalnovelle

Alfred Meißner

Die Tage des Teufels

Eine Kriminalnovelle aus
Westermanns Monatshefte Nummer 12
1857

In den Gebirgen der Steiermark gegen die Grenze Ungarns hin herrscht bei den Bewohnern der Dörfer ein seltsamer und eigentlich furchtbar zu nennender Aberglaube. Drei Tage im Jahr tritt Gott von der Regierung der Erde ab und übergibt sie dem Teufel, darin zu walten nach Herzenslust.

Freundschaften, die ein Vierteljahrhundert gedauert und die schärfsten Proben bestanden haben, brechen da an einem kaum übel gemeinten Wort. Das beste nachbarliche Einvernehmen gerät durch den kleinlichsten Anlass in Verwirrung und artet fort an in Hader und Händel aus. Treue Liebschaften werden gebrochen und neue leichtsinnig und widersinnig zum Unheil beider Teile geknüpft. Ein Streit, in dieser Zeit begonnen, der sonst gütlich beigelegt werden könnte, führt zum schlimmsten, nicht selten zum tragischen Ausgang. Das Geflüster eines Verleumders, das sonst als abgeschmackte Lüge angehört worden wäre, findet Glauben. Eifersucht befällt die Menschen, Lust zu Gewalttaten taucht in Gemütern auf, die bis dahin nichts Arges dachten, verlockende Träume reißen zu unheilvollen Handlungen hin, Betörung, gewaltsame Wendungen der Gesinnung nehmen in diesen Tagen ihren unheimlichen Anfang. Wenn so der Arglose unter schädlichen Einflüssen leidet, so fühlt sich der Streitsüchtige und Gewalttätige desto mächtiger zu Untaten getrieben. Der Bösewicht fasst nicht bloß in dieser Zeit seine Pläne zur Beschädigung und Vernichtung anderer, sondern führt sie auch aus. Und dabei ist das Entmutigendste, dass Sünde und Verbrechen unentdeckt bleiben und straffrei ausgehen.

Wie den Menschen trifft auch die Tiere der Fluch dieser Tage, wie denn überhaupt die ganze Natur zu erkranken und in Wut zu geraten scheint. Durch die Lüfte weht ein Hauch, der Krankheiten, Schwermut, Wahnsinn bringt. Plötzliches

Tauwetter überschwemmt die Wohnungen der Menschen, große Schneestürme verwehen Dörfer und Straßen. Ein Feuer, das ein Ruchloser anstiftet, löscht keine menschliche Hilfe. Es versteht sich von selbst, dass in den drei Tagen Hexenkünste unumschränkt wirken und dem Teufel mit dessen Beistand in die Hand arbeiten.

Um sich in diesen Tagen, die kurz nach Lichtmess fallen, nach Möglichkeit zu schützen und dem waltenden Unheil vorzubeugen, strömt schon lange zuvor alles zur Kirche. Man weiht Kerzen, man spendet Almosen. Die drei Tage selbst werden in Sorgen verbracht: Die Leute leben unruhig, wie die Menschen zur Zeit der ägyptischen Plagen, als der Würengel umherging, die Erstgeburt zu töten.

Dieser antireligiöse, echt mittelalterliche Aberglaube verdankt seinen Ursprung eigentlich der Verzweiflung des Menschen, der den Weltlauf beobachtet und wahrnimmt, wie die ärgsten Untaten und Bedrückungen anderer so oft straffrei ausgehen oder zu spät bestraft werden, und wie sogar die besten Absichten und die edelsten Handlungen an den Verhältnissen scheitern und nicht selten in ein entsetzliches Gegenteil umschlagen. Man sieht nicht nur das Laster über die Tugend triumphieren, sondern auch, was noch mehr erschreckt und das Gemüt zurückwirft, man sieht, wie nicht selten das Gute und Edle auf seinem Weg zum Bösen ausartet und die Tugend mit dem Laster gleichsam Brüderschaft schließt. Bei der Betrachtung dieses Schauspiels muss der einfache, beschränkte Menschenverstand den Faden der Beurteilung verlieren, lichtlos umhertappen und wieder bei dem unverlöschlichen Drang, sich Aufklärung zu verschaffen, die Zuflucht zu Annahmen nehmen, die auf den ersten oberflächlichen Blick hin blödsinnig erscheinen und wie sehr sie es

sind, doch dem verzagten, bedrückten Gemüt aufhelfen.

Eine solche Annahme ist die von den Tagen des Teufels. Sie sucht sich das Bild eines allsehenden gütig waltenden Gottes in seiner Reinheit zu erhalten und nimmt an, dass er selbst zuweilen von dem Bösen, das auf dieser Welt beinahe notwendig geschehen muss, nichts wissen wolle. Vermöchte eine solche trügerische Erfindung zu beruhigen, dann müsste aller Wahrheit zum Trotz gesagt werden, dass sie wohltätig wirkt und zu dulden sei. Aber mit Recht wird sie als Aberglaube gebrandmarkt, weil der Grundsatz, der auf Irrtum beruht, nur augenblickliche zufällige Hilfe bietet und in seinem Gefolge eine ganze Saat von Verkehrtheiten und endlich unausbleibliches Verderben führt.

Die nachfolgende Erzählung hat einen wirklichen Vorfall aus der dortigen Gebirgsgegend zur Grundlage. Es ereignete sich in den als verhängnisvoll bezeichneten Tagen und es wird von den Leuten auf ihn, als auf eine Bestätigung ihres Glaubens, mit lebendiger Warnung hingewiesen, obwohl schon mehr als anderthalb Jahrzehnten über ihn dahin gegangen sind. Es mochte allerdings Verwunderung verdienen, dass zwei Nachbarhöfe, die seit dreißig Jahren in einem leidlichen Auskommen nebeneinander standen, binnen drei Tagen aus den kleinsten Anlässen in Verwicklung gerieten und zum Schauplatz dicht aufeinanderfolgender Katastrophen wurden. Der ungebildete Verstand sieht in dem scheinbaren Missverhältnis von Ursache und Wirkung gern das Spiel eines übernatürlichen Einflusses, und doch ist es nicht so selten in dieser Welt, dass eine gute Absicht sich ins Gegenteil verkehrt und ein tragischer Ausgang einen alltäglichen, oft humoristischen Beginn hat! Was den Teufel betrifft, der in die-

ser Geschichte mitspielt, so hat er seine Rollen nur den handelnden Personen zu verdanken, deren Fantasie er mit seiner berücksichtigenden Vorstellung erfüllt und verdunkelt.

*

Der Wettergrund in der Steiermark ist eine hoch gelegene Talgegend, in welcher ein Häuflein zerstreuter Hütten steht. Zwei mächtige Gebirgszüge umziehen sie im Halbkreis. Ganz zuhinterst auf bedeutender Höhe stehen zwei Bauernhöfe, der Ringhof und der Althof. Die Besitzer sind die wohlhabendsten Bauern weit und breit, aber es gibt auch nicht zwei erbittertere Nachbarn, wie diese beiden. Unnachgiebige, rechthaberische Menschen von Natur, haben sie einen Hass gegeneinander groß gezogen, an welchem jede Vermittlung scheitert. Seit fünfzehn Jahren führen sie einen Prozess wegen einer Weide, deren Wert nicht soviel beträgt, wie die Stempelgebühren der Klageschriften bereits gekostet haben. Sie sehen das beide ein, aber der Streit ist ihnen willkommen, sie zahlen gern, um nur einen Gegenstand zu haben, an dem sie sich zausen können.

Einige Tage vor Lichtmess saß der alte Ringhofer auf der Ofenbank und schmauchte seine Pfeife, als ein Bote eintrat und ihm die Rechnung des Advokaten vom vorigen Jahr überbrachte.

»Gut, gut!«, sagte der Ringhofer gemächlich, die Rechnung nehmend und hineinsehend. »Zweiunddreißig Gulden neunzehn Kreuzer.«

Nachdem er eine Weile die Spezialisierung der einzelnen Arbeiten seines Advokaten, die ebenso viel Schikanen gegen den Althofer waren, schadenfroh lächelnd durchgesehen hat-

te, sagte er zu seinem Sohn, einem schönen jungen Menschen von etwa zweiundzwanzig Jahren: »Geh Michael, mach die Geldlade auf und bezahle den Boten.«

Michael tat es, und der Bote ging.

Der Ringhofer sagte darauf zu seinem Sohn: »Ich höre, dass der Nachbar drüben einen Advokaten hat, der den Leuten die Haut vom Leib zieht. Das ist mir eben recht, er ist eine Kanaille.«

»Ach Vater«, erwiderte Michael, »mir gefällt die ganze Geschichte nicht. Wir könnten das alles ersparen und die besten Nachbarn sein, doch darüber haben wir so oft gesprochen. Wir wollen nicht wieder leeres Stroh dreschen.«

»Auch ich wäre von Herzen froh«, sprach der Alte, »wenn ich einen guten Nachbarn hätte. Der Kerl dort ist aber keiner. Ich muss mich an ihm herumreiben, schon um ihm zu zeigen, dass ich ihn nicht fürchte. Sonst wäre ja nicht auszukommen. Der Kerl ist wie ein Wiesel, wenn er einen anhaucht, schwillt das ganze Gesicht an.«

»Ihr seid im Grunde kein besserer Nachbar«, versetzte Michael. »Doch sei es, wie es sei – der Gescheitere gibt nach.«

»Nachgeben?«, rief der Alte aufspringend, »Du bist toll! Du kennst den alten Drachenkopf nicht! Nachgeben wäre ihm wie zum Kreuze kriechen – da lieber sich herumbalgen, dass die Haare in der Nachbarschaft herumfliegen!«

»Nun, wie Ihr wollt!«, meinte Michael. Ein gar trüber Zug verfinsterte sein schönes, offenes Gesicht.

»Ich glaube gar«, sagte der Vater, ihn ansehend, »es tut dir leid um den Althofer?«

»Ihr wisst nichts«, warf Michael mit Schmerz gedämpfter Stimme hin, ohne sich zu regen.

»Was gibt's? Was gibt es?«, fragte der Alte. »Du wirst doch

nicht, aber rede, rede!«

»Reden hilft nichts!«, sagte Michael. »Besser ich fahre in den Wald und hole das Holz.«

Er wollte hinausgehen.

»Du bleibst!«, rief der Ringhofer, indem er seinen Sohn festhielt. »Ich glaube gar, die Thekla ...«

»Ja, die Thekla!«, seufzte Michael, warf sich auf den Stuhl und hielt beide Hände vor das Gesicht, um die hervorbrechenden Tränen zu verbergen.

Ringhofer, über diese Entdeckung bestürzt, sagte ganz zaghaft, wie gewärtig, das bestätigen zu hören, was er fürchtete: »Du hast doch keine Liebschaft mit der Thekla?«

»Schon seit Langem liebe ich sie!«, wimmerte Michael, während seine Tränen fortströmten.

»Hinter meinem Rücken?«, rief der Alte. »Daraus kann nie und nimmer mehr etwas werden!«, setzte er mit Entschiedenheit hinzu.

»Ich weiß es«, sagte Michael sanftmütig, indem er sich aufrichtete. »Darum will ich auch in die weite Welt gehen.«

»Du willst mich verlassen!«, klagte der Alte. »Ach, wenn das deine tote Mutter hörte! So recht! Verlass den, der für dich alles getan hat, um eines einfältigen Mädchens willen! Weiß der Althofer davon?«

»So wenig, wie Ihr es gewusst habt, Vater!«, war die Antwort.

»Der würde vor Freude bis zur Decke springen!«, rief Ringhofer, »bloß darum, weil er nun einem von uns wehtun zu können glaubt.«

»Thekla«, erwiderte Michael, »würde es sich gar nicht getrauen, es ihm zu sagen. Es ist wie bei Euch. Wozu würde es auch führen? Wenn Ihr einmal Nein sagt, sagt es der Althofer

zehnmal hintereinander.«

»Gut, dass du es nur einsiehst«, sagte Ringhofer etwas beruhigter. »Thekla ist wohl ein braves und liebes Mädchen, das einmal eine hübsche Sache mitbekommt, aber solche findest du noch viele.«

»Ich bedanke mich!«, antwortete Michael. »Die muss ich kriegen!«

»Wie denn, Narr?«, fragte der Alte.

»Ich warte, bis der Nachbar stirbt«, war die Antwort, »und sollte ich darüber so grau werden wie Ihr!«

Er eilte zur Tür hinaus.

*

Ein paar Tage später saß der Althofer mit seiner Familie, die aus seinem Eheweib und der Tochter bestand, in der Stube. Es war ein heiterer, hell glänzender Wintertag.

Da sagte die Bauersfrau: »Der Kuh ist noch immer nicht besser!«

»Das wird nicht schlimm werden«, erwiderte der Althofer ganz obenhin.

»Nun«, fuhr die Frau fort, »das sagtest du auch von der Einhörnigen. Sie ist doch darauf eingegangen. Mir ist recht bang, übermorgen kommen auch die drei Tage daran, vor denen Gott uns beschützen möge.«

»Du hast lauter solche Dinge im Kopf«, brummte der Althofer unwillig. »Mit euren drei Tagen! Der Teufel ist das ganze Jahr los!«

»Du sprichst«, erwiderte die Frau ernsthaft, »gerade wie ein Freimaurer! Denke doch an alles, was in den drei Tagen geschehen ist, seitdem wir uns erinnern können.«

»Bis heute sind wir mit heiler Haut davongekommen«, versetzte der Althofer. »Aber sage mir, Thekla«, fuhr er gegen die Tochter gewendet fort, »was du seit einigen Tagen hast? Du siehst trübselig aus wie ein Bußtag.«

Die Alte entsetzte sich vor dem freigeistigen Vergleich und machte im Stillen ein Kreuz. Thekla, ein schönes, schwarzäugiges, dralles, echt steierisches Mädchen mit achtzehn Jahren, stand am Fenster und schwieg.

»Du gehst auch gar nicht mehr zum Tanz«, meinte der Althofer. »Du bist am liebsten zu Hause, ohne dass ich sehe, dass die Arbeit sonderlich fortschreitet. Ich will nicht hoffen ...!« Er sprach die letzten Worte im erhöhten Ton, der halb eine Drohung, halb eine Befürchtung ausdrückte.

Thekla traten die Tränen in die Augen.

»Du weinst?«, rief der Vater, an sie herantretend und ihr ins Gesicht sehend, indem er zugleich Blicke auf seine Frau wie mit der Aufforderung warf, seinen Vermutungen zu Hilfe zu kommen.

Thekla hob die Schürze und die Augen trocknend sagte sie mit mild entschlossener, schwer mütiger Stimme: »Es geht nicht länger so. Schickt mich nach Bruck oder Graz. Ich will auf einige Zeit in Dienst treten.«

»Du willst fortgehen?«, rief der Alte, die Hände zusammenschlagend, aus. »Was ist dir denn so plötzlich in den Sinn gefahren? Wenn du das tust, will ich nie mehr etwas von dir wissen!«

Es war nicht sein Ernst. Thekla, ein Mädchen voll Fleiß, Willigkeit, Gutherzigkeit, war sein Liebling.

Die Alte hatte sich inzwischen hinter den Rücken der Tochter gestellt und zeigte mit der Hand auf das Haus des Ringhofers, das auf dem Berg stand und dann, um ein bestehen-

des Einverständnis anzudeuten, auf Thekla.

Der Alte verstand es und schrie im Zorn: »Du weißt davon und sagst mir nichts?«

»Ich glaubte es nur«, meinte die Frau im gelassen vorstellenden Ton. »Sei doch nicht immer gleich so jäh! Vielleicht ist es auch nur ein Gedanke von mir.«

Thekla, die das hinter ihrem Rücken Vorgefallene merkte, wandte sich um und sagte: »Es ist etwas daran. Ich und Michael sehen uns schon seit der Kirchweihe.«

»Heiliger Christ!«, rief der Alte. »Wenn der Ringhofer das wüsste! Welche Freude er hätte! Er weiß doch nichts davon?«

»Kein Sterbenswörtchen!«, war Theklas Antwort.

»Desto besser«, sprach der Vater. »Daraus kann nichts werden, ich werde es nicht dulden und du darfst mir mit Michael kein Wort mehr sprechen.«

Thekla stieß einen schweren Seufzer aus und sagte: »Darum habe ich Euch gebeten, lasst mich in Dienst gehen. Wenn ich ihn nicht immer vor den Augen habe, lässt es sich leichter ertragen.«

»Nein, nein«, polterte der Vater. »Ich lasse dich nicht fort. Wir brauchen dich. Soll ich eine Fremde aufnehmen und mich bestehlen lassen?«

»Nur einige Monate«, bat Thekla. »Ihr werdet barmherzig sein.«

Da fing die Mutter zu weinen an und sagte mit offener Parteinahme: »Eure verwünschten Balgereien um nichts und wieder nichts! Michael ist ein braver Mensch, der ein Weib ernähren kann!«

»Ich könnte aus der Haut fahren«, rief der Althofer mit einer vor Ärger überschnappenden Stimme. »Misch dich nicht in unsere Sachen und geh in die Küche.«

»Nicht hineinmischen soll ich mich?«, sagte die Bäuerin. »Ist sie nicht auch meine Tochter, meine liebe Thekla? Ihr Männer vergesst bald, wie ihr selbst gewesen seid, komm Thekla, ich will mit dir fortgehen!«

»Bring mich nicht auf mit dem tollen Geschwätz«, schrie der Alte. »Je älter, desto närrischer! Das Mädchen ist hundertmal vernünftiger als du.«

»Was kannst du dagegen haben?«, versetzte die Bäuerin verdrießlich. »Geht Thekla mit einem Taugenichts? Mit einem Bettelbuben? Jeder andere Vater hätte seine Freude daran, wenn eure vermaledeiten Katzbalgereien nicht wären ...«

»Mach mir nicht so dumme Vorwürfe!«, erwiderte der Althofer. »Du weißt recht gut, wer den Streit um die Weide angefangen! Sollte ich da sagen: Nimm dir das Stück, Nachbar? Und wäre er am anderen Tag gekommen und hätte gesagt: Nachbar, die Hälfte deines Kornfelds neben der Weide ist auch mein. Was dann? Du hättest dich wohl bedankt, weil er mir die andere Hälfte gelassen hätte.«

»Mutter«, sprach Thekla, »das führt zu nichts! Das Unglück ist mein. Der Vater wird nie nachgeben und täte er es, der Ringhofer hat einen noch härteren Kopf. Ich habe das alles mit Michael schon hundertmal besprochen.«

»Meiner Seel'«, rief der Alte freudig überrascht aus, »ich sag' es immer! Die Tochter ist gescheiter als die Mutter. Thekla, ich kaufe dir eine Halskette, wie kein Mädchen in zehn Pfarreien ringsum eine hat, eine Goldhaube, die jede Gräfin aufsetzen könnte und einen Mantel für den Winter mit so vielen Kragen, dass man daraus zwei machen könnte ...«

»Ich dank dem Vater!«, antwortete Thekla, kalt bei diesen glänzenden Versprechungen. »Ich kann Michael nie vergessen.«

»Das glaubt man«, meinte der Vater. »Staubbachers Marie sagte das ebenso. Du wirst es vernünftig nehmen, wie sie.«

»Das nennst du vernünftig?«, fiel die Mutter ein. »Du freilich hättest mir in Theklas Lage gleich abgesagt und hättest mich sitzen und mich tothärmen lassen.« Sie fing zu weinen an.

»Reize mich nicht!«, fuhr der Althofer auf. »Reize mich nicht mit deinem albernen Geschwätz! Du hättest dir auch nicht den Hals abgerissen!«

»Ruhig, ruhig, Mutter!«, bat Thekla. »Es ist daran genug, dass sich der Vater und der Ringhofer in den Haaren liegen. Ich werde kein Wort mehr darüber sprechen. Einmal aber musste es heraus.«

»Was der Mensch alles erlebt!«, rief der Althofer, indem er seinen Kopf, der durch den Gedanken, dass Thekla den Sohn seines Feindes liebe, ganz aus seinem Gleichgewicht gekommen war, hin und her wiegte. Eine lange Pause trat ein. Thekla stand ruhig, ihren Schmerz verhaltend, am Fenster und starrte hinaus.

Die Bäuerin weinte über ihre Tochter und schoss zuweilen wilde Blicke auf ihren Mann hin. Der Bauer ging auf und ab und machte seiner inneren Erschütterung durch zeitweises Brummen Luft.

Die Frau brach zuerst das Schweigen. Sie sagte weinerlich: »Andere Leute haben es nicht und täten es gern. Wir haben es und sind hartherzig. Man könnte ein Gütchen kaufen und die beiden schön darauf setzen ...«

»Hör auf«, schrie der Bauer sein Weib an. »Ich bin weiß Gott kein Streithans, ich würde alles tun, um der Thekla einen braven Mann zu schaffen. Der alte Ringhofer aber ist ein Rechthaber, ein Unmensch. Er sähe den Michael lieber tot, als

in unsere Verwandtschaft gebracht. Er wird nicht herkommen, um wie es Gebrauch, für seinen Sohn anzuhalten, noch ich zu ihm ...«

»Aber wenn es sich um Thekla handelt, um ihr Glück, ihre Gesundheit, ihr Leben!«, schrie die Alte halb bewegt, halb zornig.

»So soll ich in den Ringhof?«, fragte der Alte, ein höhnisches Gesicht schneidend. »Soll ich den Ringhofer bitten, Theklas Schwiegervater zu werden? Freilich, wir sind so gut miteinander, seit fünfzehn Jahren haben wir uns nur bei Gerichtsverhandlungen gesprochen. Soll ich, soll ich, Alte? Nun, so spann zwei Paar Ochsen vor und schlepp' mich zum Ringhof hinauf.«

»Schweigt, Mutter!«, sagte Thekla ernst. »Was nicht geht, das geht nicht. Ich will den Michael nicht wieder sprechen, bleibe ihm aber treu bis zum Tod.« Sie ging hinaus.

*

Lichtmess kam heran. Die Bauersleute aus der ganzen Umgegend bis aus der entferntesten Hütte der beschneiten Almen erschienen zum Gottesdienst in der Kirche von Wettergrund, um rote gebräuchliche Wachskerzen weihen zu lassen und sich durch Gebet gegen bevorstehende Versuchungen und Unglücksfälle zu rüsten. Die nächsten drei Tage galten als die *böse Zeit*. Alles sprach von den Tagen des Teufels, und wenn ja einer oder der andere eine gesunde Ansicht äußerte, wurde er mit der Anführung entsetzlicher Erlebnisse, die sich seit undenkbaren Zeiten in diesen Tagen zugetragen hatten, zum Schweigen gebracht. Am meisten zitterte vor möglichem Unheil die bewegliche Fantasie des Weibervolks.

Die nächste Ursache zur Besorgnis gab diesmal das Aussehen des Himmels, der vor einigen Tagen klar, blau und sonnenhell gewesen war.

Heute wurde er grau und schien für abergläubische Augen eine ganze Sintflut von Schnee in seinem Schoß zu verbergen. Man sah schon alle Wege klafterhoch zugeschneit, die Dächer der zunächst gelegenen Dörfer begraben und vor Frühjahr keine Änderung der schrecklichen Lage.

Gegen Abend kam der Althofer von seinen Bergen in den Wettergrund herab. Wie er es an allen Sonn- und Feiertagen um diese Zeit gewohnt war, um sich in dem Dorfwirtshaus *Zum vollen Fass* für die Anstrengungen der Wochenarbeit zu entschädigen.

Alle Räume der Schenke waren gedrängt voll. Althofer setzte sich auf den ersten besten Platz, den ihm einige gefällige Bekannte durch mühsames Aneinanderrücken einräumten. Dankend nahm er ihn an. Doch kaum hatte er den Stuhl in der Hand, als er, wie von dem Anblick einer giftigen Schlange zurückschrak. Er wurde erst jetzt gewahr, dass er zum nächsten Nachbar den Ringhofer habe.

Auch der Ringhofer zog ein entsetzlich schiefes, verlegenes Gesicht.

Jeder von den beiden kehrte sich seinem zweiten Nachbarn zu und begann ein gleichgültiges Gespräch mit Eifer abzuhaspeln. Die Unterhaltung in der Gaststube war sehr lebhaft, beinahe lärmend und das Geräusch mitzechender Landsleute wirkte mithilfe einiger Gläser Bier auflösend auf die hassvolle Stimmung der beiden feindlichen Bauern. Sie waren sich durch Kleinigkeiten entfremdet worden, hatten sich zu bekriegen angefangen und sich gewöhnt, einander als zwei wilde, von leidenschaftlichem Ingrimmschnaubende Kerle an-

zusehen. Seit fünfzehn Jahren hatten sie kein Wort miteinander gewechselt, außer vor den Gerichtsschranken als öffentliche Gegner. Ein gewisser, beiden innewohnender Bauernstolz suchte jede sich bietende Gelegenheit zur Annäherung roh zurückzuweisen. Es war unter ihnen Sache einer törichten Bravour geworden, gegeneinander die Eisenfresser zu spielen. Bis jetzt war ihr Hass noch auf keine große Probe gestellt worden, die Prozesskosten um die Weide waren das einzige Opfer, das ihm gebracht worden war und das sie in ihrem Wohlstand kaum spürten. Seit wenigen Tagen aber, da beide die Entdeckung gemacht hatten, dass sich ihre Kinder in gegenseitiger Liebe zueinander neigten, erkannten sie, dass ihr Hass gegen das Wohl und das künftige Glück der ihren zu Felde ziehe und eigentlich sehr beklagenswert sei. Der Egoismus, wenn gleich ein edlerer, begann Nachgiebigkeit leise wachzurufen. Beide sträubten sich gegen den Gedanken, doch der vorschwebende Vorteil riet und lockte unaufhörlich mit immer neuen Versprechungen, die Feindschaft aufzugeben und eine gute Nachbarschaft herzustellen. Trotzdem schien beiden die Versöhnung nur ein Traum, da jeder annahm, dass die dargebotene Hand von dem anderen zurückgestoßen werden würde. Diesem Schimpf wollte sich keiner aussetzen, wenn auch alles darüber zugrunde gehen sollte.

Ein paar Stunden vergingen, einige Krüge Bier waren die Kehlen hinabgegangen, beide kehrten sich einander nicht zu und wussten kaum, was sie mit dem Nebenmann plaudern sollten. Da griff Althofer nach dem Tabakbeutel, der auf dem Tisch lag, um sich die Pfeife zu stopfen, öffnete ihn und begann sie zu füllen.

Ringhofer kehrte sich um und sagte: »Das ist mein Tabakbeutel!«

»Weiß Gott!«, rief Althofer des Irrtums gewahr. »Da nimm und stopf dir aus dem meinen. So sind wir quitt.«

Er reichte seinen Beutel hin.

»Auf eine Pfeife Toback kommt es mir nicht an«, antwortete Ringhofer.

»Ich will nichts geschenkt haben«, erwiderte der Nachbar.

»Du hast dich geirrt, nicht ich!«, meinte Ringhofer, während er nach dem Bierkrug griff und weidlich zog.

»Jetzt ist es gut«, sagte Althofer, »Du hast für den Tabak aus meinem Krug getrunken.« Er nahm den Krug dem erstaunten Ringhofer aus der Hand.

Beide lachten um so stärker, einen je größeren Zwang sie sich zuvor angetan, um recht hart zu erscheinen.

»Da siehst du«, sagte Ringhofer. »Alles legt sich, wenn man recht will, auch ohne Gericht und ohne einen Federfuchser.«

»Nur handelt es sich nicht immer bloß um eine Pfeife Tabak oder einen Schluck Bier«, erwiderte der andere.

»Manchmal auch nicht um viel mehr!«, sagte Ringhofer, dazwischen trinkend und sich die Worte schwer abkämpfend. »Wenn wir rechnen, was uns die Weide kostet, wir könnten mit dem Geld jeden Grashalm versilbern.«

»Für mein Recht gebe ich mein letztes Hemd!«, gab der andere zur Antwort.

»Fremdes greife ich nicht an«, versetzte Ringhofer, den Krug wieder ansehend, aber von dem Gedanken an seinen Sohn befallen, sagte er sich, dass er versöhnlicher auftreten müsse.

Auch Althofer hatte getrunken und von einer väterlichen Erinnerung an Thekla gemahnt, sich ebenso einen versöhnlicheren Ton empfohlen. Er sagte: »Nun sage mir, wer weiß, ob wir je wieder so beisammensitzen, wie lange wollen wir den

Advokaten unsere Beutel noch aussaugen lassen?«

»Das kommt auf dich an«, war die Antwort.

»Dann teilen wir die Weide!«, rief der andere beherzt.

»Ein Mann, ein Wort!«, rief Ringhofer, den Krug emporhebend.

Althofer hob den seinen empor, beide stießen an und schüttelten sich die Hände, innerlich noch mehr erfreut, als sie es äußerlich kundgaben.

Jeder dachte vom anderen: Der ist doch lange nicht so böse, als ich mir dachte.

Da trat Althofers Knecht, Wanfried, ein und, von einem seltsamen Erstaunen, die zwei Gegner beisammen zu finden, im ganzen Gesicht verändert, meldete er in abgerissenen Worten: »Die Bäuerin will schon nach Hause fahren. Der Schlitten steht vor der Mühle.«

Er ging fort. Althofer folgte, nachdem er mit Ringhofer verabredet hatte, dass sie sich morgen um dieselbe Zeit im *Zum vollen Fass* treffen wollten, um den Streit wegen der Weide ganz in Ordnung zu bringen.

*

Wie sich denken lässt, saß der Bauer kaum bei seinem Weib im Schlitten, als er auch schon von der Beilegung seines Prozesses mit Ringhofer erzählte und die Erwartung daran knüpfte, dass sich alles Übrige zur vollsten Zufriedenheit gestalten werde.

»Du passt mehr auf uns auf, Wanfried, als auf die Pferde«, polterte der Bauer seinem Knecht zu, als der Schlitten an einem seitwärts liegenden Stein einen derben Stoß erlitt.

Wanfried blieb stumm und peitschte die Pferde.

Zu Hause angekommen erzählte die beglückte Alte sofort ihrer Thekla das Ereignis des heutigen Abends. Thekla war vor Freude außer sich.

Früh morgens frühstückte der Bauer mit seiner Tochter die tägliche Milchsuppe. Die Bäuerin saß am Ofen, ohne teilzunehmen, da sie sich alljährlich an diesem Tag ein freiwilliges Fasten aufzuerlegen pflegte.

»Da seht ihr«, sagte der Vater, »dass ich nicht der Unversöhnliche bin. Wäre Ringhofer vor Jahren ein einziges Mal so gewesen wie gestern, wir wären schon längst wie Brüder geworden.«

»Gott sei gelobt!«, antwortete die Alte, die mit dem Beten des Rosenkranzes, den sie unter der Schürze abzählte, innehielt. »Gestern war Mariä Geburt, ein freudenvoller Tag für alle Menschen. Gott hat dir in der Kirche gute Gedanken eingegeben.«

»Ich bin froh«, erwiderte der Bauer. »Ringhofer ist wirklich nicht der Mensch, für den ich ihn angesehen hatte.«

Thekla, vor Heiterkeit strahlend, rüstete sich lange ein Wort zu sagen, ehe sie es herausbrachte. Endlich sagte sie: »Und wird der Vater auch nichts gegen Michael haben?«

»Pst! Pst!«, flüsterte die Alte ängstlich. »Wie kannst du an einem Tag wie der heutige, von solchen Dingen sprechen!«

»Du bist nicht recht gescheit«, fuhr Althofer die Bäuerin an. »Von Michael«, fuhr er gelassener fort, »war gestern noch nicht die Rede. So weit sind wir noch nicht. Macht es sich, so sage ich nicht Nein. Michael gefällt mir.«

Die Alte rutschte unruhig und noch rascher fortbetend auf der Bank. »Lasst das um Gotteswillen bis auf die andere Woche!«, rief sie schüchtern herüber.

Althofer kehrte sich nicht daran und fuhr fort: »Ich komme

mit dem Ringhofer wieder zusammen, vorerst wegen des Streits um die Weide. Gebt es, dann ist am besten, alles recht schnell abzumachen. Wir treffen uns im *Zum vollen Fass*.«

»Wann?«, fragte die Alte mit weit vorgestrecktem Hals.

»Wann?«, wiederholte Althofer. »Recht bald, heute Abend.«

»Gnade Christi!«, schrie die Bäuerin auf. »Das wird ein schreckliches Ende nehmen. Heute, morgen und übermorgen sind böse Tage. Ich bitte dich, gehe nicht hin, gehe nicht hin!«

»Du bist doch ein recht verdrehtes Geschöpf«, rief der Bauer in einem halb mitleidigen, halb geringschätzigen Ton. »Wäre ich heute noch mit Ringhofer feind, du würdest zittern, dass wir uns etwas Schlimmes antun. Dir kann es keiner recht machen, weder Gott noch der Teufel!«

»Jesus!«, schrie die Alte, sich bekreuzigend, »nenne ihn nicht!« Sie hielt sich beide Ohren zu und lief hinaus.

Nicht weit, zwischen den beiden Höfen hatten noch um die Mittagszeit Thekla und Michael eine Zusammenkunft. Diese fand, wie schon oft, in einem tiefen Felseinschnitt statt, wo man kaum bemerkt werden konnte.

Sie fielen trunken von Liebe sich sprachlos in die Arme.

»Wer hätte das noch gestern gedacht!«, rief Thekla. »Es sah aus, als sollte ich dich nur einmal, vielleicht zum letzten Mal, festhalten und dann mit Tränen unter fremde Menschen gehen.«

»Mein Vater ist gut«, antwortete Michael. »Ist es auch der deine, dann sind wir so gut wie Eheleute. Als mir mein Alter von der Aussöhnung erzählt hatte, versprach er mir, mit deinem Vater über uns zu reden. Um Ostern herum sind wir Mann und Weib.«

Da ertönte in nächster Nähe ein gellender Pfiff, der die Liebenden trennte. Sie rissen sich voneinander los. Auf dem

Weg zu ihren Höfen sahen sie sich nach allen Seiten um, ohne jemanden erblicken zu können. Es störte sie nicht. Sorglos und hoffnungsselig schauten sie goldenen Tagen entgegen.

Gegen Abend trafen sich die versöhnten Bauern im Dorf Wettergrund *Zum vollen Fass*. Dieselbe friedliche Stimmung beseelte sie. Nach langem Reden, wobei ein Krug um den anderen geleert wurde, war der Streit um die Weide zu Ende gebracht.

Gegen Mitternacht, als beide vom Trinken schon recht belebt waren, sagte der Ringhofer: »Wir sind gute Nachbarn geworden und da darf sich einer vom anderen Rat holen. Glaubst du, dass ich den Michael die Schmied-Eva in Tannenberg heiraten lassen soll?«

Althofer zog ein langes Gesicht und sein früheres Misstrauen stieg schnell wieder empor. Er antwortete kurz und kalt: »Das ist deine Sache.«

»Denn siehst du«, fuhr Ringhofer fort, »zwingen will ich den Burschen nicht, er mag sich eine aussuchen nach Herzenslust. Die Schmied-Eva ist übrigens ein sauberes Mädchen.«

»Weißt du, dass er sie gern sieht?«, fragte Althofer mit spähender Unruhe.

»Nein, nein, das nicht«, versetzte Ringhofer schnell. »Ich weiß freilich, wen er am liebsten möchte. Der Bursche glaubt, ich habe es nicht bemerkt, doch da wird er nicht ankommen.«

»Hör einmal, Nachbar«, erwiderte Althofer, »auch ich weiß etwas. Mir scheint, dein Michael ist ein Teufelsjunge, dem man es nicht ansieht. Denk dir einmal, er hat auch etwas mit meiner Thekla hinter unserem Rücken angezettelt.«

»Was?«, rief Ringhofer mit gespielterm Erstaunen. »Und du hast es geduldet?«

»Seit ein paar Tagen erst bin ich hinter seine Schliche gekommen«, sagte Althofer. »Sage ihm das selbst, von mir würde er es doppelt übel nehmen.«

»Alle Wetter!«, fuhr Ringhofer auf, der jetzt seinerseits die Qual eines verschmähten Schwiegervaters zu empfinden begann. »Das ist stark! Ist denn mein Michael ein hergelaufener Bursche, dass seine Bekanntschaft deiner Thekla Schande bringt?«

»Gott behüte!«, beteuerte Althofer. »Ich meine es nicht so. Ich glaube nur, die Spatzen soll man nicht zu den Kirschen lassen.«

»Auch ist mein Michael keiner von denen«, sagte Ringhofer, »die ein Mädchen bei der Nase herumziehen. Hat er was, wie du sagst, mit Thekla, so wird es nicht an ihm liegen, wenn er sie sitzen lassen muss.«

»Ho! Ho!«, rief der Althofer laut hinaus. »Sitzen lassen? Wen meine Thekla nimmt, der braucht auch nicht mit dem Bettelkorb zu gehen!«

»Wie du gleich auffährst!«, entgegnete Ringhofer. »Kann es nicht auch geschehen, dass du selbst einen anderen magst als Michael?«

»Nun, nun«, brummte Althofer. »Michael gefällt mir ganz gut, versteht die Wirtschaft, hält zusammen ...«

»Auch mir wäre es lieb«, versicherte Ringhofer, »wenn Michael ein Weib bekäme, wie deine Thekla ist. Und du sagst, er hat was mit ihr?«

»Ich glaube, ich glaube«, erwiderte Althofer, »und zwar seit längerer Zeit schon. Ich habe die Augen zugeedrückt, weil man es durchs Verbiehen erst recht arg macht.«

»Ei, da muss ich den Michael gleich in die Beichte nehmen«, rief Ringhofer lebhaft und heiter gestimmt, den gefüllten

Krug ansehend. »Ich würde nichts dagegen haben.«

»Ich auch nichts!«, sprach Althofer.

»Dann geben wir das junge Blut zusammen«, rief Ringhofer hingerissen.

»Mit Gott, mit Gott!«, fiel Althofer fast gleichzeitig ein. Beide tranken sich zu und drückten einander die Hände.

Unter weiterer Ausmalung des Vermählungsplanes verbrachten die so gründlich ausgesöhnten Gegner noch eine Stunde. Die Aufregung und das stundenlange Sitzen beim Krug hatten beiden zu einem tüchtigen Rausch verholfen.

Arm in Arm rückten sie gegen Mitternacht aus dem Wirtshaus ihren Wohnungen zu. Der Hauch der scharfen Nachtluft, der den mäßigen Trinker ernüchtert, hat die Eigenschaft, den unmäßigen noch mehr zu betäuben. In gemäßigtem Takt wackelten beide auf unsicheren Füßen durch den hohen Schnee heimwärts.

Unweit von Ringhofers Wohnung blieben sie wieder eine Weile stehen.

Da sagte Ringhofer in der schwer lallenden Sprache, die seinen Zustand bezeichnete: »Und wir hätten uns die Augen aushacken wollen, Bruderherz?«

»Dummes Zeug!«, lallte Althofer, taumelnd auf seinen Nachbar zugehend: »Einen Kuss! Einen Kuss!« Sie fielen sich in die Arme.

Eine kleine Strecke weiter blieben sie wieder stehen.

»Da sieh einmal, Althofer«, plapperte der andere, »diesen Himmel! Diese Klarheit! Alle Sterne, alle, die es nur gibt, sind heute draußen.«

»'S ist wahr!«, gab Althofer zur Antwort, indem er mit ausinandergespreizten Beinen, die Hände am Rücken, zum Himmel emporglotzte.

»Die vielen Sterne! Und da sagte heute früh das dumme Volk, es werde ein Schnee fallen, dass nur die Turmköpfe hervorsähen. Es ist zum Totlachen!« Er lachte, dass er sich an die Hüften fassen musste.

Ringhofer, darum unbekümmert, betrachtete starr das Firmament. Dann sagte er zu seinem Nachbar in einem Ton, der Neugier und Spannung weckt. »Weißt du, Bruder, was ich wollte?«

»Was?«, gab Althofer zur Antwort, »ein Glas Bitteren ...«

»Nee! Nee!«, verneinte Ringhofer.

»Was denn?«, fragte Althofer. »Ein Glas Punsch? Einen Topf Kaffee?«

»Nee, nee!«, antwortete Ringhofer. »Ich wollte, sieh nur die Sterne, so viele habe ich noch nie beisammen gesehen, ich wollte, jedes Sternlein wäre eine Kuh und alle die Kühe wären mein! Das gäbe eine Herde!«

»Esel«, erwiderte Althofer. »Was würde dir das helfen? So viel Kühe könntest du nicht ernähren, wenn du das Futter vom ganzen Steyrer Land hättest!«

Ringhofer kratzte sich, bei dieser schlagenden Einwendung verlegen nachsinnend, hinter den Ohren.

Althofer fuhr fort: »Da weiß ich besser, was ich mir wünschen würde! Ich wollte, ich hätte eine Weide, so groß und weit, wie dieser ganze Himmel!«

»Das wäre mir recht!«, rief Ringhofer lebhaft. »Dann könnte ich auch alle meine Kühe ernähren.«

»Wie denn nur?«, versetzte Althofer verdutzt.

»Wie?«, sagte Ringhofer. »Ganz einfach. Ich würde meine Kühe auf deine Weide treiben!«

»Das darfst du nicht!«, sprach Althofer jetzt.

»Danach würde ich dich wenig fragen!«, sagte Ringhofer im

hochfahrendsten Ton.

»Was?«, rief Althofer, empört umhertaumelnd. »Auf meine Weide dein Vieh treiben? Dazu sollte dir die Lust vergehen!« Er ballte die Faust.

»Du selbst könntest das Heu ja nicht verfüttern, Narr!«, rief Ringhofer, dicht an den Nachbar herantretend.

»Wenn auch!«, gab Althofer zur Antwort. »Lieber ließe ich mein Heu verfaulen.«

»Mein Vieh ließe es nicht so weit kommen!«, versetzte Ringhofer lachend. »Dann gäbe ich den Eimer Milch für einen Heller und wollte dennoch der reichste Bauer der Welt werden!«

»Auf meine Kosten?«, schrie Althofer. »O du Lump, Du Dieb!« Er fasste den Nachbar an.

»Lass los!«, schrie dieser, »oder ich schlage zu!«

Althofer hielt aber seinen Mann fest, ja noch fester, indem er vor Zorn und Entrüstung außer sich schrie: »Willst du, Kerl, dein Vieh bei mir mästen? Ich schlage dich kurz und klein!«

Er hieb auf Ringhofer los, der sich mit einigen derben Schlägen verteidigte. Diese Prügelszene dauerte so lange, bis beide das Gleichgewicht verloren, der eine links hinfiel, der andere rechts die Glieder streckte.

Althofer arbeitete sich nach einer kleinen Weile empor und sagte zu dem daliegenden, lautlos stillen Kombattanten: »Für heute hast du genug. Morgen werden wir uns vor Gericht sprechen.« Schimpfend gelangte er auf seinen Hof.

Ringhofer blieb im Schnee liegen und schien die Wahlstatt zu seinem Nachtlager machen zu wollen, denn er schlief ein und schnarchte furchtbar.

*

Zum Glück für den betrunkenen Bauer, der im Schnee unfehlbar erfroren wäre, kam kurz nach der Schlägerei Wanfried vorüber.

Auf den ersten Blick hielt er den Daliegenden für den Althofer, seinen Brotherrn. Er blieb stehen und sagte: »Soll ich ihn hier erfrieren lassen? Er ist so voll, dass er von selbst nicht aufwacht. Er hat sich mit dem Nachbarn ausgesöhnt und die Heirat zwischen Michael und seiner Tochter ist sicher schon in Richtigkeit gebracht. Was habe ich Unglücksmensch mir beifallen lassen, an die reiche Bauerntochter so viel zu denken? Ich könnte stundenlang weinen und mir den Kopf vor Zorn weich und breit schlagen ...! Wie er schnarcht! Es wäre sein letzter Schlaf, wenn es mir was nützte! Es nützt mir nichts ...! Er ist ausgesöhnt und stirbt er hier, so wird Michael desto besser dabei fahren. Nein, ich will nicht der sein, der ihm das Rad noch einölt. Auf, auf, Saufbold!«

Er rüttelte den Schläfer mit solcher Gewalt auf, wie wenn er ihm den Arm vom Leib reißen wollte.

Der Bauer, auf die Knie emporgebracht, tat die Augen auf und lallte fröstelnd: »Einheizen, ein Scheit Holz nachlegen!«

»Schon gut!«, antwortete Wanfried höhnisch, indem er zugleich erkannte, dass es der Ringhofer sei. »Soll ich ihn wieder hinschmeißen?« sagte er zu sich. »Doch, es ist einer wie der andere, mir kann nichts mehr nützen.«

Er packte Ringhofer mit Kraft an, der wie eine tote, erstarrte Last zwischen den nervigen Armen des Knechtes hing, und begann ihn in dessen Hof hinaufzuschleifen. Dort polterte er die Hausleute wach und übergab ihnen ihren Herrn.

Im Stall seines Hofes, wo er seine Schlafstätte bei den Pferden hatte, angekommen, zündete Wanfried die Laterne an und begann, in Sinnen verloren, seine hoffnungslose Lage zu

überblicken. Entmutigt bis zum Hinsinken fiel er aufs Bett, doch von einem plötzlich aufgetauchten Gedanken aufgeregt, sprang er wieder auf die Füße.

»Herr Gott!«, sagte er zu sich. »Wenn es Michael gewesen wäre! Wenn ich den im Schnee volltrunken gefunden hätte! Das wäre ein Glück gewesen. Dann hätte ich sagen können, mich habe wenigstens der Teufel lieb, wenn auch Gott und Menschen mich im Stich lassen. Es geht alles konträr ...«

Da raschelte es hinter ihm im Stroh und ein Knacken menschlicher Knochen war zu gleicher Zeit zu hören.

»Wer ist da?«, rief Wanfried infolge seiner Gemütsbewegungen sehr gereizt, indem er sich umsah und die Stelle des Geräusches bei dem schwachen Dämmerlicht fixierte.

»Ich bin es, lieber Wanfried«, ächzte eine alte, kranke Weiberstimme.

»Du?«, rief Wanfried erstaunt und trat mit der Laterne in der Hand auf das alte Weib näher zu, das in kauender Haltung einen Hustenanfall zu beschwichtigen suchte.

»Ich bin es, guter Wanfried!«, sagte das Weib. »Jage mich nicht hinaus!«

»Sicherlich weiß kein Mensch, dass du da bist, Alte«, entgegnete Wanfried. »Die Bäuerin würde toll werden, wenn sie es erführe – grade heute, am Teufelstag.«

Die Alte, die sogenannte Hexenhanne, war eine berühmte Kartenschlägerin und Hexenmeisterin.

»Den zweiten Tag schon«, fuhr das alte Weib, vom Husten unterbrochen, fort, »bin ich ohne Obdach, krieche von Berg zu Berg. Niemand will mich aufnehmen. Leute, die sonst das ganze Jahr nichts ohne mich tun, weigern sich in diesen Tagen, mich im Hundeloch liegen zu lassen, als ob ich eine Blitzstange wäre, die den Teufel zu ihnen herunterzieht. Ach,

ach!«

»Du darfst dich nicht darüber wundern!«, meinte Wanfried achselzuckend. »Wenn es meine Bäuerin erfährt, dass ich dir die Herberge gelassen, kann ich Morgen selbst irgendwo um ein Nachtlager betteln.«

»Nein, nein!«, bat das Weib flehentlich, »jage mich nicht fort, ich bin todesmatt und hungrig, ich würde vor der Türschwelle umfallen, du müsstest mich zum Hof hinauswerfen. Ich kannte ja deinen Vater, ich kenne dich, seitdem du im herrschaftlichen Pachthof die Gänse und Truthühner gehütet, ich weiß es, wie du später beim Gutspächter in der Ziegelhütte gearbeitet hast – seit frühem Morgen steige ich über die Berge und denke: *Der Wanfried im Althof wird dich ausruhen lassen, der hat im Leben auch noch nichts Gutes gekostet!*«

»So bleib hier!«, sagte Wanfried trocken »Da nimm!« Er warf der Hexenhanne ein Stück Brot zu, das diese gierig fing und gleich anbiss.

»Ach, das Brot ist gut!«, sagte die Alte. »Möge es dir von dieser Stunde an besser gehen als bisher!«

»Ach geh!«, rief Wanfried ungläubig und kleinmütig. »Dumme Reden! Ich glaube so: Es gibt Menschen, die eigentlich zu Hunden oder zu Karrengäulen bestimmt waren, sie sind aber zu ihrem größten Unglück Menschen geworden. Darunter zähle ich mich, und, das versteht sich, dich auch!«

»Du bist jung«, hob das Weib an, »ein stattlicher Bursche, wenn man dich ansieht, gefällst du ...«

»Wem?«, sprang Wanfried in die Rede. »Wem gefalle ich? Gib mir lieber einen Sack mit Geld und ein Affengesicht! Dann könnt ich noch anderen gefallen, außer dir.«

»Du sprichst wirklich«, sagte die Hexenhanne, »dass man dich bemitleiden muss. Ich kenne viele Burschen, die sich

ums liebe Brot schinden, keiner aber ist so wild traurig wie du!«

»Wer es tragen kann!«, seufzte Wanfried. »Wer sich aber so recht denkt, dass er die Mistgabel nicht früher los wird, bis sie ihm aus der Hand fällt und er daneben auf dem Mist verendet, dem vergeht das Lachen, dem schmeckt kein Bier, der freut sich nicht an Tanz und Kegelspiel, der sieht es so elend fortgehen, bis es aus ist, auf dem Mist!«

»Das glaubte ich nicht«, sagte die Hexenhanne, »dass ich Elende heute noch jemanden trösten müsse!«

»Und du liegst schon auf dem Mist«, rief Wanfried. »Hör auf! Hast du nichts anderes wie diese Trostmittel, so verschlucke dein Brot und verschlafe es.«

»Sei nicht so böse, guter Wanfried«, beruhigte ihn das alte Weib. »Sag, was du auf dem Herzen hast, es wird vielleicht was draus.«

»Kurz und gut«, sprach Wanfried, »der Ringhofer hat sich mit meinem Herrn ausgesöhnt und sie lassen ihre Kinder zusammen heiraten.«

»Was du da sagst!«, rief voll Verwunderung die Alte, sich auf den Arm stemmend. »Die beiden versöhnt! Wann geschah es denn?«

»Gestern!«, warf Wanfried hin.

»Gestern«, rief die Hexenhanne. »Am Teufelstag, das bringt kein Glück!«

»Mir am sichersten nicht!«, sprach Wanfried mit verzweifelttem Humor.

»Du hast sicher«, fuhr die Alte fort, »ein Auge auf die Bauerntochter gehabt, wie heißt sie, mein Gott?«

»Thekla«, lautete die Antwort.

»Richtig«, rief die Alte, »gib acht, das wird ihnen schlecht

bekommen.«

»Lirum! Larum!«, sagte Wanfried die Laterne ausblasend und ins Bett springen.

»Du glaubst es etwa nicht?«, fragte die Alte mit Verwunderung, »da könnte ich dir Dinge erzählen! Wir werden schon sehen, wie das abläuft!«

»Nun«, sagte Wanfried, »wäre ich nicht gewesen, so wäre der Ringhofer schon ein erfrorener Mann. Ehe ich kam, habe ich ihn auf der Bergstraße schnarchend und vollgetrunken gefunden.«

»O, den hättest du liegen lassen sollen!«, sagte die Alte mit abergläubischem Entsetzen. »Dem hat der Teufel ein Bein gestellt, möge es jetzt nicht dich für ihn treffen!«

»Was hat das mit mir zu tun?«, antwortete Wanfried. »Von seinem Leben und Tod habe ich nichts. Wenn ich es schon so nehmen will, erhalte ich noch Morgen ein Trinkgeld von ihm, er ist der Mensch danach.«

»Was hast du getan?«, fuhr die Hexenhanne untröstlich fort, »das Trinkgeld, das du bekommst, wirst du auf einer anderen Seite doppelt drauflegen.«

»Schlaf! Schlaf!«, herrschte Wanfried dem Weib zu, indem er sich selbst tief in die Decke einwühlte.

Gegen sechs Uhr morgens stand Wanfried auf und weckte die Zauberhanne. »Auf! Auf!«, sagte er, »kleide dich an und mach, dass du im Dunkeln fortkommst.«

Die Alte tat es, während Wanfried die Pferde zu füttern begann. Einen Wassertrog aus dem Hof hereintragend blieb er vor der Alten stehen und sagte: »Einen Traum habe ich gehabt! Ich sah alles so klar, so wirklich!«

»Erzähl! Erzähl!«, drang das Weib in ihn.

Wanfried, der inzwischen den Trog in die Krippe ausgegos-

sen hatte, erzählte: »Ich sah den ganzen Wetterstein, Baum für Baum, den ganzen Wildwassergraben, wo mein Vater beim Holzschwemmen von einem Holzstamm zerschmettert wurde ...«

»Fängt schlecht an!«, unterbrach ihn die Hexenhanne.

»Höre nur weiter!« fuhr Wanfried fort. »Mein Vater stand über dem Abhang, unter dem der Fassbinder wohnt, am Rand des Wildwassers auf der nämlichen Stelle, wo er gestanden hatte, eine lange Stange in der Hand und wühlte in den Blöcken, die von der Höhe herabkamen und sich vor ihm aufzustellen begannen. Es gelingt ihm, die Blöcke trennen sich und fahren durch die Rinne in die Tiefe weiter. Da erscheint plötzlich, wie aus der Erde empor geschossen, ein gar feiner Herr, so schön angezogen, wie unser Gutsherr, alle Finger voll kostbarer Ringe. Als ich ihn näher ansehe, hat er aber ein scheußliches, schwarzes Gesicht mit Schweinsohren, ich erkenne den Teufel selbst. Eben hatten sich die Blöcke wieder gesammelt, während dem immer neue wieder aus der Höhe herabschießen und in den Haufen hineinstoßen und hineinpoltern. Der Vater stand ganz nahe an dem Holz und suchte mit Lebensgefahr einen Durchbruch zu öffnen. Es wollte nicht gehen. Er probiert und probiert, es geht nicht, sodass er ganz ratlos mit der Stange dasteht, ohne zu wissen, wohin er stoßen solle. Die Gefahr wurde inzwischen immer schrecklicher.

Da sagte der Teufel aus einiger Entfernung zu meinem Vater, wobei er ihn gar spitzbübisch anlachte: ›Wie wäre es nun, wenn du da weiter ins Sichere zurückträtest und die Stämme gehen ließeest, wie sie wollen?‹

Mein Vater drehte sich um und sagte, ohne vor dem Bösen zu erschrecken, als ob gar nichts wäre: ›Freilich auf die Höhe

hinauflaufen würde keiner der Stämme, wohl aber hier seitwärts springen und mit einem recht wilden Purzelbaum über den Absatz stürzen. Das Dach des Fassbinders ist dann durchgeschlagen und die Leute sind alle tot!«

»Meine Beine wären mir lieber«, sprach der Teufel lachend und war fort. Da springt ein Balken heran, trifft meinen Vater, und der liegt mit blutigem Schädel mausetot vor mir, gerade wie ich ihn als kleiner Junge liegen gesehen habe. Nun, was sagst du, Alte?«

»Ein böser Traum«, prophezeite die Hexenhanne. »Gib acht, dass nichts über dich kommt, gib acht!«

»Mehr weißt du nicht zu sagen?«, fragte Wanfried.

Die Hexenhanne wollte reden, aber Wanfried schnitt ihr das Wort ab, indem er sie mit den Worten zum Stall hinausführte: »Jetzt mach, dass man dich nicht fortgehen sieht!«

*

Um die Zeit, als die Hexenhanne fortging, war auch schon die Bäuerin mit ihrer Tochter aufgestanden. Beide begannen ihr Morgengebet zu verrichten. Die Bäuerin hatte seit Jahren auf den Jahrmärkten und Wallfahrten eine Menge kleiner Büchlein zusammengebracht, die sie nun laut mit Thekla abbetete. Sie enthielten meist Schutzgebete gegen Versuchungen des Bösen, wie sie den Beteuerungen der Titel zufolge vom heiligen Anton von Padua, dem heiligen Prokopius und anderen vom Teufel geprüften Vätern hinterlassen sein sollten.

Diese Andacht dauerte fast zwei Stunden und war dadurch um so ungestörter, dass der Bauer ungewöhnlich lang im Bett blieb.

»Später müssen wir noch in die Messe«, sagte die Bäuerin. »Einer der bösen Tage ist Gottlob vorüber, ohne dass wir Ursache haben, über Schaden zu klagen.«

»Wenn ich nur Zeit habe«, meinte Thekla.

»An diesen Tagen muss jeder Zeit haben«, erwiderte die Bäuerin lebhaft, »also auch du. Du musst in die Kirche, sollte auch heute keine Kuh gemolken werden.«

Eine Weile, nachdem Mutter und Tochter mit ihren Morgenbeten fertig geworden waren, kam Althofer aus seiner Schlafkammer herunter.

Wild und böse rollten seine Augen, als er in der Stubentür stehen blieb und die seinen wie mit dem Vorwurf anblickte, dass sie durch ihr ewiges Zureden, sich mit dem Nachbar auszusöhnen, die Schuld an seinem Verdruss trügen. Mutter und Tochter merkten gleich irgendein Unwetter in seinem Gesicht.

Die Bäuerin fragte: »Hätten wir dich vielleicht früher wecken sollen?«

»Den Teufel auch!«, rief Althofer barsch, indem er eintrat und in heftiger Bewegung auf und ab ging. »Komm mir noch einmal, du Alte, mit deinem Ringhofer und du Junge mit deinem Michael!«

Die Angeredeten sahen sich im höchsten Erstaunen und Schrecken an.

Althofer fuhr fort: »So aber ist es, wenn der Mann auf Weibergeplapper etwas gibt! Was hat man in mich hineintrompetet vom freundlichen guten Nachbarn! Ich alter Esel ließ mich beschwatzen, da habe ich die Bescherung! Jetzt soll es mit dem Prozess um die Weide wieder frisch los gehen! Thekla muss sich ihre Narreteien aus dem Kopf schlagen und ich sage noch: Gott sei gedankt, wenn Ihr mir deshalb alle beide

davonläuft.«

»Was gab's denn nur, um Christi willen?« riefen Mutter und Tochter einstimmig.

»Was?« antwortete der Bauer mit giftigem Vorwurf. »Was es gegeben hat? Das, was es allemal geben muss, wenn man sich mit einem unverträglichen, zanksüchtigen Kerl wie dem Ringhofer einlässt. Ich guter Narr, geh wie ein kleines Kind in die Falle.«

»Habt Ihr Euch verunzweit?«, fragte die Alte bestürzt und Thekla bebte an allen Gliedern.

»Und das tüchtig!«, schrie Althofer. »Verunzweit, gewalkt und gekeilt! Der wird es noch einige Tage spüren.«

»Da hast du es!«, wimmerte die Alte, zu Thekla gewendet. »Was sind meine Sorgen? An diesen unheilvollen Tagen ereignet sich, wessen sich keiner versieht! Der Teufel! Der Teufel!«

»Man könnte darüber den Verstand verlieren!«, rief Thekla.

»Was habt ihr nur gehabt?«, drang die Bäuerin in ihren Mann.

»Schweig!«, rief der Bauer. »Bring meine Galle nicht wieder zum Kochen, wenn ich es erzähle. Ringhofer ist ein heimtückischer, versteckter, grundböser Störenfried! Krumm und grade ist ihm gleich gut, Recht und Unrecht einerlei!«

Wanfried trat ein, seine Mienen glänzten, er hatte alles behorcht und ging an den Tisch, wo ihn das Frühstück erwartete.

Althofer ging auf und ab und spie Feuer und Flammen.

Da trat Michael in die Stube und sagte: »Mein Vater lässt sagen ...«

Der Bauer ließ ihn nicht vollenden, sondern sprang ihm mit den Worten in die Rede: »Was hat mir dein Vater zu sagen?«

Er rief es und warf Michael zur Tür hinaus.

Thekla fing laut zu weinen an und die Bäuerin machte ihren Gefühlen durch missvergnühtes Murmeln Luft. Wanfried steckte seinen Kopf tief in die Schüssel, um seine schadenfrohe Miene nicht bemerken zu lassen. Da tat sich die Tür eilig auf und der alte Ringhofer erschien in der Stube.

Althofer schritt zornig auf ihn zu und rief: »Kehr nur gleich um und erspar dir die Mühe.«

»Du bist nicht recht bei Sinnen, Nachbar«, sagte Ringhofer. »Was haben wir verabredet? Hast du alles verschlafen?«

»Oder du vielmehr?«, rief Althofer. »Ich habe dich durch und durch geschaut! Am Tag bist du gescheit genug, was in dir steckt, geheim zu halten, aber wenn dein Kopf voll ist, da hört man, wie du es mit einem meinst!«

Ringhofer glotzte um sich her und bemühte sich vergebens, aus der Sinnesänderung seines Nachbarn klug zu werden, denn er erinnerte sich nur an ihr Zusammensein und die Verabredung im *Zum vollen Fass*. Den Streit und die Prügelei hatte er, wie seinen riesenhaften Rausch, ganz und gar verschlafen.

Er sagte: »So hast du mich gefoppt? Ist das Eheversprechen im Namen deiner Tochter ein Spaß gewesen? Mir scheint es, aber lass mich es nicht glauben, sonst könnte ich noch andere Saiten aufspannen!«

»Drohst du?«, rief Althofer, die Hand erhebend.

Die Alte und Thekla warfen sich zwischen beide, um einen Zusammenstoß zu verhindern.

»Fort da!«, rief Althofer den seinen zu, die scheu zurücktraten. »Ich rühre ihn nicht an, wenn er mich nicht zuerst anpackt wie gestern! Dann aber haue ich den Ofen mit ihm ein!«

»Was ist das für ein Geschwätz?«, fragte Ringhofer stau-

nend. »Was hab ich dir gestern zuleide getan?«

»Kannst du fragen?«, antwortete Althofer. »Sagtest du nicht, du würdest dein Vieh auf meine Weide treiben?«

Die Bäuerin, Thekla und Wanfried horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, als sich ihnen das neue Zerwürfnis der Bauern zu lüften schien.

»Das habe ich nicht gesagt!«, leugnete Ringhofer entrüstet und entschieden.

»Dann hast du es verschlafen«, sprach Althofer, »oder du tust so. Der Teufel kenne deine Kniffe und Pfiffe.«

Da sprach die Bäuerin vor und meinte: »Das hat er auch nur so im Trunk hingesagt.«

»Auch das nicht!«, erwiderte Ringhofer.

»Donnerwetter!«, protestierte Althofer.

»So lass mich nur ein Wörtlein sagen«, rief Ringhofer und fuhr zur Bäuerin gewendet fort: »Wir besprachen noch im schönsten Frieden im *Zum vollen Fass* die Heirat, gingen dann langsam nach Hause und trennten uns erst beim Hof.«

»Ja, beim Hof«, wiederholte der andere. »Du hörst auf, wo es anfängt.«

Wanfried stand auf und sagte: »Ich bin nach Mitternacht heimgegangen und habe den Nachbar im Schnee gefunden. Er schnarchte. Als ich ihn aufhob, wusste er noch immer nichts von sich, sonst müsste er sich erinnern, dass ich keine kleine Mühe mit ihm gehabt hatte. Die Hausleute können es bezeugen ...«

»Ich weiß nichts davon!«, rief Ringhofer, »du aber weißt freilich, wessen Brot du isst!«

Wanfried setzte sich, während Althofer schnell das Wort nahm: »Und wäre das alles nur im Rausch gesagt gewesen, im Rausch zeigt sich der Mensch, wie er ist. Du hast dich un-

redlich und schlecht gezeigt, ganz so, wie ich immer von dir dachte!«

»O du vermaledeiter ...«, rief Ringhofer, hielt aber inne, als einer seiner Leute hastig, wie mit einer wichtigen Meldung eintrat und gleichzeitig sagte: »Herr, sollen wir dem Michael nicht nachgehen? Das ganze Gesicht voll Tränen sagte er, ehe er fortging: ›Grüßt den Vater, ich werde nie wieder heimkommen.«

Der Ringhofer wurde totenbleich. Nach einer kleinen Pause rief er im Affekt: »Das hast du mir eingebrockt, du infamer Nachbar! Ich habe dem Burschen früh den Kopf heißgemacht und du hast ihn nachher zur Tür hinausgeworfen. Doch eher soll der Teufel sein Schwiegervater werden, als du wortbrüchiger, heimtückischer Wetterhahn!«

Der Alte lief zur Tür hinaus.

Ein wilder Zornesausbruch Althofers tobte in der Stube nach, während die zwei Weiber sich weinend in den Armen lagen.

Wanfried aß noch immer seine Suppe und dachte bei sich: *Unverhofft kommt oft! Gratuliere dir, du verendest vielleicht doch nicht auf dem Mist!*

*

Wütend vor Zorn kam Ringhofer in sein Haus zurück. Die Fragen der Leute, ob sie nicht Michael nacheilen und ihn heimbringen sollten, wies er zurück.

»Er ist fort, es ist das Beste, was er tun konnte. Hat er sie nicht mehr vor den Augen, wird er sie sich besser aus dem Kopf schlagen. Lasst ihn, aus der Welt herausfliegen wird er nicht. Wir werden bald von ihm hören!«

Er ging in seine Stube. Unruhig und aufgeregte fing er an, über die Ereignisse der vergangenen Nacht nachzudenken, ohne dass ihm ein Licht über die Prügelzene aufgegangen wäre. Er räumte wohl ein, er könne betrunken gewesen sein, sträubte sich aber aufs Hartnäckigste, den angeführten Vorwürfen Althofers Glauben zu schenken. Sonach blieb er überzeugt, dass er das Opfer einer Schikane von Seitens seines bösen Nachbars sei. Als er hierauf seine Hausleute fragte, wie und auf welche Art er nach Hause gekommen sei, wurde ihm allerdings erklärt, dass er von Wanfried zum Tor hereingebracht worden war und ziemlich zuverlässig seiner ohnmächtig gewesen sei. Trotz dieser Aussage wurde er nicht zu dem Schluss vermocht, dass er einen tätlichen Streit mit Althofer gehabt haben könne.

»Ganz recht!«, schloss er. »Es ist so: Althofer hat sich nur so versöhnlich gestellt, um mir und Michael recht wehzutun. Ich habe es dem Jungen vorher gesagt.«

Wanfried striegelte indes im Althof die Pferde. Sein Gesicht leuchtete von Hoffnung und einer herrlichen Zuversicht, die Züge der Melancholie und des Missvergnügens, des Zerfalls mit sich selbst, schimmerten seltsam kontrastierend durch.

Die Hexenhanne hatte recht, die Aussöhnung hat zum Schlimmen geführt, dachte er. Es steht mit den zweien ärger, als je zuvor. Es war doch gut, dass ich den Alten nicht habe ersticken lassen! Doch, man weiß nicht! Berge kommen wohl nicht zusammen, aber Menschen, ich weiß nicht! Wüsste ich nur etwas, was wie ein Keil wäre, den ich noch zwischen die beiden hineintreiben könnte... O, die Thekla! Die Thekla! Sie hat so liebe Augen und spricht so gutherzig. Weiß Gott, ich könnte zeitlebens ein Knecht bleiben, wenn sie da wäre und auch keinem anderen angehörte! Ja, wenn ich sie kriegen könnte – es wäre nicht wegen des Bauerngutes allein, dann, denke ich mir, müsste alles Böse, das in mir oft aufsteigt, wie ein

garstiger Dunst auf immer hinausfahren! Wie sie kriegen? Man spricht so viel vom Teufel! Komm, komm, meinetwegen heute an deinem Festtag, so schrecklich, wie du nur willst, und bringe mir Hilfe! Hilfe! Hilfe! Thekla bringt mich von Sinnen, zum Wahnsinn, ohne dass ich ein Wort verraten, einen Angstschrei ausstoßen darf! Ich muss das Leben hassen! Es ist lauter Pein und Furcht und Not, und zeigt sich etwas wie ein Glück, so ist es nur ein neues Stück von Pein und Not! Thekla, Thekla! Tag und Nacht dachte ich an dich, seit ich da bin, durch tausend Tage und Nächte, wann hast du an mich gedacht? Wohl nur, wenn es heißt: Wanfried, dein Essen wird kalt!

Seufzend, von schnell auffliegender Hoffnung erhitzt, und gleich darauf von Entmutigung abgekühlt, fuhr Wanfried fort, die Pferde zu striegeln.

Althofer kam und blieb stehen. Er sagte, die Pferde betrachtend: »So voll und rund haben meine Pferde noch nie ausgesehen! Du verstehst es, Wanfried, die Tiere zu halten!«

»Ich glaube auch nicht«, versetzte Wanfried, »dass Ihr im Übrigen über mich zu klagen habt.«

»Nein, nein!«, sagte der Bauer barsch. »Ich war lange mit keinem Knecht so zufrieden wie mit dir! Ich glaubte das nicht, als ich dich nahm! Da hörte ich allerlei über dich von den Leuten, man sagte du wärest ein mürrischer wilder Kauz und fluchtest des Tages mehr als du arbeitetest.«

Der Knecht lächelte seltsam und sagte: »Da seht, wie die Leute sind! Hat einmal der liebe Herrgott einen nackt in die Welt ausgesetzt, dem gönnt man kaum, dass er zu einem Hemd kommt! Man bringt ihn mit dem bösen Maul um die Arbeit. Hungert und bettelt er, so ist er ein Hund und ein Lump, der faulenzten will und nichts verdient! Ich hab's gekostet und wollte nicht wieder zum zweiten Mal so jung sein, wie ich es war.«

»Du hast nicht unrecht«, erwiderte der Bauer, indem er den Knecht nicht ohne Mitleid von oben bis unten scharf musterte. »Wenn du so brav bleibst, will ich schon an dich denken, wenn sich was zeigen sollte, um dir zu einem festen Brot zu verhelfen.«

»Ich dank dem Herrn«, versetzte Wanfried leise und devot, obwohl eine schrankenlose Hoffnung in seinem Inneren von den wohlwollenden Worten seines Brotherrn angefacht wurde.

»Wenn ich dich so ansehe«, fuhr Althofer fort, »so muss ich sagen, dass du besser geraten bist, als all die Burschen in der Umgegend ...«

Er brach ab, als wolle er das Übrige verschweigen.

»Ei was!«, antwortete Wanfried geschmeichelt und in seinen Hoffnungen noch höher fliegend, »beim armen Schlucker kommt's darauf nicht an, ob er hässlich ist wie der Teufel oder schön wie der heilige Aloysius. Da heißt's nur: Hast du Kraft? Kannst du des Tages eine Mandel dreschen? Ist dir kein Erdäpfelsack zu schwer? Das ist, wonach man bei mir fragt. Und Ihr wisst, dass ich dazu Ja sagen kann.«

Althofer schwieg, dachte nach und sagte dann mit Wohlwollen: »Deine Jacke ist doch recht arg geflickt, kannst dir dann eine von mir holen!«

*

Althofer trat ins Haus. Wanfried, mit den Pferden fertig, führte sie in den Stall zurück. Eine ungestüme Hoffnung arbeitete in seinem Inneren und wollte die eingeborenen Zweifel am Glück und all die Vorstellungen von einer elenden Zukunft in seiner Seele für immer zermalmen.

»Mein Herr hat so viel Wiesen«, sagte er, »so viel Getreideboden, dass sich darauf vier arme Schwiegersöhne gut fortbringen könnten. Ich will von heute an arbeiten, als ob ich ein halbes Dutzend Arme hätte. Das wird ihn freuen – so braucht’s vielleicht nur einen kleinen Ruck in seinen Gedanken und er sagt zu mir: ›Wanfried, ich bin schon alt, heirate Thekla!‹ Ihr Heerscharen im Himmel! Wenn’s dazu käme! Mit Michael ist es freilich auf lange aus, ich muss aber doch noch etwas ersinnen, was die zwei Bauern noch ärger trennt wie Feuer und Wasser.«

Er trat zwischen die Stalltür, denn es schien ihm, dass der Ringhofer den geraden Weg in den Hof nehme. Es war wirklich so.

Ringhofer trat ein, doch statt ins Haus einzulenken, schritt er zum Stall ziemlich eilig los.

»Du hast mich gestern nachts heimgebracht!«, rief er, noch auf einige Schritte entfernt, Wanfried entgegen.

»Dann hab ich doch wohl recht getan«, gab Wanfried zur Antwort. »Ihr wart fast erfroren.«

»Mag sein«, sagte Ringhofer. »Mir fehlt aber die Uhr!«

»Die Uhr?«, versetzte Wanfried gereizt. »Den Kopf hattet Ihr verloren, warum nicht auch die Uhr?«

»Du musst sie haben!«, rief Ringhofer im Ton einer schweren Beschuldigung.

In diesem Augenblick trat Althofer vor seine Tür, wollte aber beim Anblick des Nachbarn gleich wieder verschwinden.

»Herr, Herr!«, schrie ihm Wanfried zu, »der Nachbar da will seine Uhr von mir haben.«

Althofer ging einige Schritte vor und antwortete aus der Entfernung, als ob er die Nähe Ringhofers scheue: »Die wirst

doch du ihm nicht suchen müssen.«

Ringhofer über diese gleichgültige Behandlung bei der Reklamation seines Eigentums empört, rief Althofer zu: »Du wirst doch nicht aus deinem Hof eine Höhle für Diebe und Hehler machen?«

Auf diese Worte kam Althofer ungestüm herbei und sagte zu Wanfried: »Was weißt du von der Uhr?«

»So viel«, war die Antwort des Knechts, »wie ich davon weiß, ob sich der Nachbar seinen Rausch vom Bier oder vom Branntwein geholt hat.«

»Du impertinenter Lump«, rief Ringhofer. »Du musst die Uhr haben! Seit drei Stunden haben meine Leute auf der Straße gesucht und nichts gefunden. Der Weg ist hart, neuer Schnee ist nicht gefallen. Eine Uhr ist doch keine Stecknadel!«

»Verlieren ist leichter als finden«, versetzte Althofer, »der Himmel weiß, wohin sie gefallen ist.«

»Ich hatte sie noch auf dem Rückweg«, beteuerte Ringhofer. »Übrigens verlieren konnte ich sie nicht. Eine schwere silberne Kette ging durch zwei Knopflöcher der Weste und überdies ist sie noch an einem roten Band um meinen Hals gehangen. Du wirst mir nicht einreden, dass beides zugleich reißt. Sie muss mir abgenommen worden sein.«

»Konnte denn niemand an Euch vorbeikommen, ehe ich kam?«, fragte Wanfried.

»Schon gut«, rief Ringhofer, »der Polizeimann kriegt die Wahrheit besser heraus als ich.«

Er ging wütend davon.

Wanfried seufzte und sagte kleinmütig und schmerzlich: »Wer dienen muss und arm ist, der stiehlt auch!«

»Weißt du wirklich nichts davon?«, inquirierte Althofer.

Mit wildem Mienenspiel und ungemein heftigen Gebärden

erwiderte Wanfried laut und plötzlich: »Dann tue sich die Erde auf und soll mich verschlingen!«

»Ich glaub es dir«, versetzte Althofer, »doch wem kann man ins Herz sehen? Ich will hoffen, dass an dir nichts haften bleibt, denn sonst müsstest du dein Bündel schnüren.«

Er verließ ihn. Wanfried taumelte, von einem unverhofften Blitz getroffen, in seinen Stall.

Da lehnte er sich einen Augenblick lang an den Pfosten des Schlagbaums mit dem Kopf und suchte zu einiger Besinnung zu kommen. Blass und ermattet richtete er sich wieder auf und rief, die Augen in die Höhe erhoben: »Das also ist das Trinkgeld! Das krieg ich für meine Mühe! Welche Gewissensbisse hätte ich gehabt, wenn er durch meine Schuld erfroren wäre! Ich habe ihn gerettet, was ist mein Lohn? Aber so geht es auf dieser Welt, grade umgekehrt, wie der Pfarrer es predigt und der Schulmeister es lehrt. Ich weiß es besser! Wer Glück hat, kann ein Schurke sein. Nichts schadet's! Wer Unglück hat, den hängt man für seine Bravheit! Ich hätte den Saufbold liegen lassen sollen. Das sagte die alte Hanne, das sagte mir der Teufel im Traum auch! Ich bin grade so dumm wie mein Vater und darum geht es auch über mich los. Meine Beine hätten mir lieber sein sollen, als die Ringhofers! O Zauberhanne, o Zauberhanne!«

*

Gegen Abend befand sich Wanfried in der Bodenkammer damit beschäftigt, Häckerling zu schneiden. Mechanisch führte er das Messer auf und nieder, seine Gedanken wühlten un-
aufhörlich in seiner verzweifelten Lage. Im Vordergrund seines Nachsinnens stand die Uhr des Nachbars, denn er dachte,

wenn sie sich nicht finde, dann müsse er den Hof verlassen, gerade im Augenblick, wo sich die Verhältnisse den Ansprüchen seiner tief verborgenen Liebe am günstigsten gestellt hatten. Seinem von Leidenschaft durchglühten Kopf erschien dieser Zwischenfall als ein tief verhängnisvolles, teuflisches Widerspiel.

Mitten in diesen Betrachtungen unterbrach ihn ein Geräusch. Er hörte, dass jemand die Leiter heraufsteige. Ein Kopf wurde sichtbar, es war Thekla.

Zusammen schauernd vor einem süßen Gefühl ließ Wanfried die Hand von der Arbeit sinken und ließ die still Geliebte herankommen.

Thekla sagte: »Die Uhr ist da.«

»Ist sie da?«, rief Wanfried freudig. Er sprang auf und hätte die Überbringerin der Botschaft in seiner Bewegung fast umarmt.

»Als die Mutter aus dem Segen heimkehrte«, fuhr Thekla fort, »fand sie die Uhr unweit der Marienkapelle, tief unten beim Dorf. Sie kennt das rote Band und wusste gleich, wem sie gehört.«

»O dieser Ringhofer!«, rief Wanfried. »Ist es nicht ein blutiges Unrecht, was er mir armen Teufel getan hat? Was sagst du?«

»Es ist alles verrückt!«, erwiderte Thekla mit einem Rückblick auf ihr eigenes Los, indem sie sich auf einen Getreidesack setzte and gedankenvoll auf den Boden starrte. Sprachlos vor Neid und Eifersucht sah sie Wanfried an, wie sie unglücklich wegen eines anderen da saß. Er fing mit ärgerlicher Hast das Futter zu schneiden an.

»Es ist alles aus!«, sagte Thekla nach einer Pause, gleichsam das Resultat ihres Nachdenkens vorbringend. »Ich werde von

hier für immer fortgehen.«

Wanfried fuhr auf, mit dem Schneiden innehaltend.

»Verrate aber kein Wort davon«, fügte sie hinzu.

»Du bist nicht gescheit!«, versetzte Wanfried. »Doch, tu es, es ist die einzige Möglichkeit, dass du deinen Irrtum einsehst.«

»Was meinst du?«, fragte Thekla, dem Sinn des Gehörten nachforschend.

»Ich meine«, erwiderte Wanfried, »dass du mit deinem Schwiegervater den Teufel auf dem Hals hättest.«

»Ach«, sagte Thekla, »etwas muss sich jeder auf der Welt gefallen lassen.«

»Nur ein Narr geht ins Ungewisse und Traurige hinein«, versetzte Wanfried. »Der Alte würde an Euch soviel herumhetzen, dass Ihr beide bald froh wärt, voneinander loszukommen. Es wäre nicht die erste Geschichte dieser Art ...«

»Michael ist zu gut«, antwortete Thekla mit hervor brechender Wärme, »viel zu gut ...«

»Zu gut ist ein Fehler«, meinte Wanfried. »Ich habe gar nichts gegen ihn, im Gegenteil, aber er ist alles, nur kein Mann. Mit einem solchen kann jeder sein Spiel treiben, um so mehr der eigene Vater.«

»Du kennst ihn zu wenig«, sagte Thekla abfertigend.

»Nun, nun«, versetzte Wanfried, »es ist auch nicht nötig, ein einziges Stück genügt. Sieh nur: Er hat dich gern, da fällt die Geschichte von heute Nacht vor, was tut dein Liebhaber? Er läuft davon wie ein Schuljunge!«

»Kann er, wie es steht, etwas Besseres machen?«, fragte Thekla.

»Donnerwetter!«, fuhr Wanfried auf, »wenn ich der Michael wäre, da wollt ich sehen, ob mich der Alte an meinem Glück

hindern sollte. Da hast du es aber, wie Michael ist! Er kann nur heulen und gehorchen; austreten, verlangen, kurz einen Mann vorstellen kann er nicht. Wenn Ihr Euch bekämt, wollte ich dich nur nach ein paar Monaten reden hören! Wenn du heiratest, du, die doch etwas vom Haus hat, solltest du doch eine Frau werden, nicht aber eine geduldete Schwiegertochter und eine halbe Magd.«

Thekla schien in den Worten etwas Überzeugendes zu finden, sie sann dem Gehörten nach und verschwieg mit Fleiß die Antwort.

Wanfried merkte es, seine Hoffnung drang ungestüm vor, er stand vom Sitz auf und setzte sich neben das Mädchen auf einen zweiten Sack. Hörbar klopfte sein Puls. Er sagte mit unsicherer Stimme: »Siehst du das ein?«

»Hälst du mich für so blind?«, antwortete Thekla trostlos, »dass ich erst deine Meinung brauchte? Es steht schlecht, kein Heil ist in Aussicht, alle Vernunft ist dagegen ...«

»Aber?«, fiel Wanfried ein, den Schluss fürchtend und erwartend.

»Aber«, setzte Thekla mit der entschiedensten Betonung hinzu, »ich habe Michael das Wort gegeben.«

»Närrin!«, rief Wanfried zurückprallend, »so willst du dir deine jungen Jahre verbittern? Du hast dich an einem unglücklichen Tag verliebt! Hättest du den ärmsten Holzknecht zum Mann verlangt, du wärest nicht auf solche Hindernisse gestoßen.«

»Ich weiß selbst nicht«, antwortete Thekla, »wie es gekommen ist. Ich sagte es mir bei jedem Schritt und ging dabei doch weiter. Man sollte sich wirklich oft für behext halten!«

»Mir tut es leid um dich«, sagte Wanfried mit einem innigen Ton, der seine Liebe hindurchschimmern ließ, »so leid, dass

ich nicht weiß, was ich für dich täte, wenn es was nützte! Ich bin ein Knecht, ein Bettler, ich bin nichts, was kann ich tun? Könnte es dir helfen, gleich legte ich mich auf die Schneidebank hin und ließ mir den Kopf herunterhacken!«

Thekla sah ihn groß an, eine tief versteckte Leidenschaft schien sie heftig anzubrausen, ohne dass sie die dunkle Empfindung gleich deuten konnte. Sie fragte befremdet: »Was hättest du davon?«

»Was?«, rief Wanfried. »Was hat die Mutter davon, wenn sie sich ein Stück Brot vom Mund reißt und es dem Kind gibt? Die Mutter bleibt hungrig, aber das Kind weint nicht mehr. So ist mir nichts entsetzlicher, wenn ich dich nur nicht mehr so trüb sehen muss.«

»Du bist ganz außer dir«, sprach Thekla das glühende Gesicht, die wilden Züge Wanfrieds betrachtend. Eine richtige Vermutung drängte sich ihr auf. Sie fragte: »Gehst du denn nicht mehr mit der Schenkwirtsmagd im Dorf?«

»Schon zwei Jahre nicht mehr!«, rief Wanfried schnell, sich diese Frage günstig auslegend. »Ich mag keine mehr, denn die eine, die ich möchte, kann ich nie haben ...« Er wollte fortfahren, doch die eintretende Besinnung widerriet ihm, seinem fortgerissenen Zustand zu folgen. Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Thekla sah ihn mitleidig an und sagte: »Du bist auch unglücklich? Ich habe es bis heute nicht gemerkt. Du schienst mir so hart, so ganz in dich gekehrt, siehst du, ich leide von meiner Narrheit, du von der deinen, jeder hat seinen schrecklichen Teil!«

»O, ich wollte«, rief Wanfried mit einem Schmerzensausbruch, »ich hätte Euren Hof nie, nie betreten! Hier ist mir mein größtes Unglück begegnet!«

»Welches Unglück?«, fragte Thekla hin und her ratend.

»Such's nicht zu wissen!«, versetzte Wanfried. »Jetzt bemitleidest du mich. Wenn du es weißt, verlachst du mich, dann lieber kopfüber in den Brunnen ...«

»Du wirst doch nicht«, rief Thekla, sich plötzlich als den Gegenstand erkennend. »Ich gab dir keinen Grund dazu!«

»Nein, nein!«, sagte Wanfried plötzlich heftig, doch nach Ruhe ringend, »nicht du!«

»Wer wäre es sonst im Hof?«, fragte Thekla ihn nicht begreifend.

»Nicht du!«, wiederholte Wanfried mit Kopf und Händen verneinend.

»Wer dann?«, fragte Thekla von Neuem aufstehend und zum Fortgehen bereit.

»Nicht du!«, versetzte Wanfried noch einmal im dumpfen Ton der Resignation und ging elend vernichtet an die Schneidebank.

Thekla stieg die Leiter hinunter.

*

Die Nacht war schon lange hereingebrochen. Es war neun Uhr. Wanfried von innerem Kampf, der noch fortwütete, verwüstet, ging in die Bauernstube. Vor der Tür begegnete er Thekla, die etwas in den Händen trug und ihm ausweichen wollte. Er sagte zu ihr leise und vertraulich: »Michael kann nicht weit sein. Er ist mehrmals des Tages oben auf der Halde gesehen worden.«

»Wo?«, fragte Thekla überrascht.

»Oben, wo Euer *Heustadel* steht«, gab Wanfried zur Antwort. Es war eine Lüge.

»So«, versetzte Thekla, scheinbar gleichgültig. »Gute Nacht.«

Sie bog zum Schein zur Stiege ein, die zu ihrer Schlafkammer führte. Als aber Wanfried in die Stube getreten war, eilte sie mit einigen Kleidungsstücken, die sie in den Händen trug, zum Hof hinaus.

Wanfried glaubte sie oben. Er saß eine Weile bei seinem Nachtessen, ohne einen Löffel herunterzubringen, während der Bauer in der Ecke schlief und die Bäuerin in einer anderen ihr langes Nachtgebet verrichtete.

»Gute Nacht!«, sagte er im Abgehen, »den Hof habe ich schon gesperrt.«

Er ging hinaus. Draußen sah er sich vorsichtig um und schlüpfte, als er niemand gewahrte, durch die angelehnte Tür zum Hof hinaus. Mit ungeheurer Eile begann er den Weg zur Halde hinaufzuschreiten.

Die Nacht war stockfinster. Auf halbem Weg kam es ihm vor, als ob jemand vor ihm gehe, Tritte im knirschenden Schnee schienen es zu verraten. Er ging vorsichtiger vorwärts. Als er aber weiter kam und kein ähnliches Geräusch mehr hörte, glaubte er sich getäuscht zu haben und stürmte weiter den steilen Berg hinan. Beinahe atemlos kam er bei dem Heustadel an. Dies war ein sehr umfangreicher Schuppen, in welchem der Althofer einen großen Vorrat aus Heu und Stroh überwinterte, um ihn im Frühjahr zu höheren Preisen loszuschlagen.

Wanfried sah sich noch einmal in der schweigenden, gespenstig einsamen Nacht um, zog ein Päckchen Zündhölzer hervor und zündete an ihnen eine Handvoll Baumwolle an. Als es geschehen war, kroch er an den Leisten der Tür empor und warf den Brand durch das Luftloch in das Innere des

Schuppens. Aufgeregt, unruhig, totenstill lauschte er und blickte empor, ob sich die Wirkung kundgebe.

Da fing es plötzlich zu leuchten und zu knistern an.

Nach diesen Anzeichen betrachtete er sein Werk als gelungen und stürzte mit noch toller Hast in den Hof zurück. Er sperrte schnell das Tor und gelangte mit einigen großen Sätzen an das Fenster der Stube, die noch hell war, was auf die Anwesenheit der Hausleute deutete.

»Heraus! Heraus!«, schrie er, auf den Fensterrahmen mit der Faust klopfend. »Es brennt!«

Die Bäuerin eilte hervor und der schlaftrunkene Bauer folgte.

»Was gibt's?«, rief die Bäuerin, das Gebetbuch in der Hand.

»Da seht hinauf!«, antwortete Wanfried und wies auf die Mitte des Bergrückens, wo ein heller Widerschein aus den beschneiten Abhängen ein starkes Feuer zu erkennen gab. »Das wird das Haus des Hochsteiners sein!«

Mit Schrecken sahen die Gerufenen hinaus.

»Was dir einfällt«, antwortete Althofer, die Hände zusammenschlagend. »Ach das schöne Heu, das schöne Stroh! Mein Heustadel ist es, es kann nichts anderes sein!«

»Grässlich!«, jammerte die Bäuerin, »und von selbst kann es nicht brennen! O die Tage! Die Tage!«

»Das ist angelegt worden!«, rief Althofer. »Doch seht nur, wie der Schein sich ausbreitet, jetzt sieht man die rote Wand des Blutfelsens!«

»Was hilft's zu jammern!«, sagte Wanfried. »Eingespannt und löschen, was zu löschen ist.«

Er wollte davonspringen, um das Gesagte auszuführen, aber der Bauer rief ihn zurück und sagte: »Schwätz nicht so dumm! Ehe wir hinaufkommen, ist alles vorüber und ein Fass

Wasser ist gerade soviel wie ein Glas! Ja, das ist mein Heustadel! Ich habe doch niemandem was getan, dass man mir so etwas antut!«

»O, die Rachsucht der Menschen«, klagte die Bäuerin, »die bösen, gottlosen Tage!«

»Thekla!«, schrie Althofer ins Dachfenster hinauf. »Herunter!«

»Thekla sagte mir vor dem Schlafengehen«, sprach Wanfried, »dass sie mit Leuten gesprochen hatte, die heute oben bei dem Heustadel waren.« So legte er mit Frechheit seine Lüge in Theklas Mund.

»Wer war oben?«, riefen Bauer und Bäuerin zugleich.

»Ich habe nicht so genau gefragt«, erwiderte Wanfried gelassen und schrie laut hinauf: »Thekla, die hat einen Schlaf!«

»Rüttle sie auf«, befahl der Bauer der Bäuerin, die sofort abging.

»Ja, Thekla sagte mir's«, bestätigte Wanfried. »Sie sagte noch: Es freut mich, Michael ist nicht weit, man hat ihn mehrmals des Tags auf der Halde gesehen.«

»Du dummer Kerl«, fuhr Althofer seinen Knecht hart an. »Das fällt dir erst jetzt ein? Ich habe ihn heute zur Tür hinausgeworfen, dafür macht er mir den schrecklichen Streich!«

Da kam die Bäuerin vor Angst und Schrecken sprachlos zurück und stotterte: »Sie ist fort! Fortgelaufen! Herr Jesus!«

Althofer und Wanfried sahen sich beide in größter Bestürzung an.

Die Bäuerin fuhr fort: »Sie ist fort! Du bist schuld daran!«

»Ich?«, schrie Althofer vor Zorn bebend, »weil ich vom Michael nichts wissen will? Er hat den Brand angelegt!«

»Herr Jesus!«, wimmerte die Bäuerin, »begehe doch keine so große Sünde.«

»Wird sich zeigen!«, fuhr Althofer in ungemildertem Affekt fort, »wird sich zeigen! Ihm nachlaufen, der mir Feuer angelegt? Die soll mir nie wieder ins Haus!«

»Ruhig, Alter!«, flehte die Bäuerin. »Alles Gute führt jetzt zum Bösen, wie nun erst Vorsätze, die schlimm sind!, Michael ist unschuldig!«

»Da sieh einmal«, rief der Bauer höhnisch und ingrimmig, »ob sich doch jemand auf dem Ringhof rührt! Das Feuer ist hell genug.«

»Sie schlafen«, antwortete die Alte. »Auch nützt es nichts!«

»Nichts da!«, schrie der Bauer und fragte, zu Wanfried sich wendend: »Was klappern deine Zähne so?«

»Allemaal beim Feuer!«, murmelte Wanfried, von der Ungewissheit des Ausgangs geschüttelt.

Da ertönte das Schellengeläute eines Schlittens, der vom Ringhof herabfuhr.

»Siehst du!«, rief die Bäuerin, »sie kommen! Wie schlecht denkst du!«

Der Bauer stutzte und brummte einige Laute der Verwunderung, während Wanfried wild und roh dazwischen fuhr: »Was, mit dem Schlitten? Mit dreißig Heuwagen soll er kommen, soviel beträgt der Schaden.«

»Ich falle über ihn her, wenn ich ihn sehe!«, schrie Althofer.

»Ach, die arme Thekla!«, wimmerte die Alte für sich.

»Soll mir nicht mehr ins Haus, die Verlaufene!«, donnerte der Bauer.

Da wurde an dem Tor des Hofes gerüttelt und es rief eine durchdringende Weiberstimme um Einlass. Man erkannte Thekla.

»Die will ich jagen!«, sagte der Bauer, drohend auf das Tor zuschreitend, während der Schlitten einige Schritte vor dem

Hof stehen blieb. Er riss das Tor auf, ohne Thekla zu finden, die inzwischen an den Schlitten gesprungen war.

»Wanfried, hinauf auf die Halde!«, rief Althofer seinem Knecht zu. »Wir sperren das Tor.«

Da stieß Thekla einen lauten, schneidenden Schrei aus, wie ihn nur das äußerste Entsetzen gibt und sank an dem Schlitten zu Boden.

Die Bäuerin schoss durch ihren Mann und den Knecht wie ein Blitz durch und eilte zu ihrer Tochter. Der Bauer bewegte sich unwillkürlich einige Schritte vorwärts, Wanfried stand hinter ihm und betrachtete Angst gefoltet mit einem Blick Thekla, den ermattenden Feuerschein auf dem Berg mit dem anderen. Ringhofer, der im Schlitten saß, war inzwischen herabgesprungen und ging Althofer entgegen. Dieser hielt die Faust geballt.

»Gebt ihm eins!«, flüsterte Wanfried aufstachelnd.

Ringhofer kam näher, man hörte den alten Mann weinen und schluchzen. Althofer ließ den Arm sinken, die Faust öffnete sich von selbst.

Ringhofer sagte stehen bleibend – jedes Wort blieb ihm in der Kehle: »Mein Michael ist tot ... warum muss ich das erleben ... tot ... zerschmettert ... tot!«

»Du wirst schon wissen, warum!«, gab der Althofer zur Antwort, indem er eine Kopfbewegung gegen das Feuer zu machte.

Ohne die Anspielung auch nur zu merken, sagte der alte Ringhofer im Innersten umgewälzt: »Sprich nicht so unmenschlich, Nachbar, Freund, Bruder! Gott hat mich schrecklich heimgesucht, wie ich es nicht verdiene ...!«

»Wem hat mein Heustadel was zuleide getan?«, fragte Althofer mit Vorwurf, himmelweit von jeder Rührung entfernt,

da ihm ja der Tod Michaels mit der Brandlegung im Zusammenhang erschien.

»Und die Uhr?«, fragte Wanfried schadenfroh von hinten. »Gott straft auch und hebt die Rute, wenn auch nur ein bloßer Knecht klagt!«

»Ich hab's nicht so gemeint«, antwortete Ringhofer im Ton einer Abbitte, »du sollst die Uhr geschenkt kriegen, alle Kleider vom Michael.«

»Will auch sehen, wer mir mein Heu und Stroh bezahlt!«, rief Althofer mitten hinein.

»Es ist nur Heu und Stroh«, sagte Ringhofer, zu dem Flammschein flüchtig aufblickend, »nicht dein einziges Kind, was du verlierst. Wir sahen grade das Feuer, als mir die schreckliche Nachricht von Michael zukam, der Kirchendiener von Waldkirchen hat sie mir gebracht.«

»Der Kirchendiener von Waldkirchen?«, fragte Althofer erstaunt und plötzlich in eine entgegengesetzte Gedankenrichtung geworfen.

Wanfried fuhr sich in die Haare.

Ringhofer sprach: »Mein guter Michael liegt dort in der Totenkapelle. Wäre ich ihm nur gleich nachgelaufen! Er hat sich in die schreckliche Bergschlucht bei Waldkirchen hinabgestürzt. Schon mittags hat man ihn hervorgezogen! O, der Unglückliche!«

»Schon mittags?«, fragte Althofer verwundert, in der bitteren Erkenntnis eines ungerecht gehegten Verdachts und kehrte sich zu Wanfried: »Was hast du geplappert?«

»Die Thekla«, antwortete Wanfried ängstlich, innerlich zitternd und dachte: *Wie das ablaufen wird? Welche Freude könnte ich haben, wenn ich das Feuer nicht angelegt hätte!*

»Behüte dich Gott«, sagte Ringhofer und ging seinem Schlit-

ten zu, um nach Waldkirchen zu fahren.

Thekla hatte sich inzwischen von dem Schlag, der sie getroffen hatte, etwas erholt und wankte, von der Mutter begleitet, in den Hof. Althofer und Wanfried folgten.

»Zu viel Schrecken an einem Tag!«, sagte Althofer zu seiner Tochter, indem er sie mit unwillkürlichem Beileid anblickte.

Theklas Antwort war ein schmerzliches Schluchzen, sie drückte die Hände ins Gesicht. Als sie aufblickte und Wanfried gewahr wurde, begannen plötzlich die von Tränen weichen Augen sich groß zu öffnen und durchbohrend wild zu blicken.

»Elender!«, rief sie mit einer Stimme, aus der eine wilde Kraft der Wahrheit heraustönte, »du hast das Feuer gelegt!«

Der Bauer und die Bäuerin fuhren erschrocken auf. Wanfried vermochte keinen Laut von sich zu geben.

Thekla fuhr in demselben Ton fort: »Als ich auf der Bergwiese war, kamst du mir nach. Ich versteckte mich hinter einem Baumstamm, ich glaubte, du seist mir nachgeschickt worden. Du liefst den Weg zum Heustadel an mir vorüber, ich schlug darauf den Waldweg ein. Kaum kam ich auf die Höhe, als ich den Heustadel in Flammen sehe. Da ranntest du, wie ein gepeitschter Sünder, den Weg hinunter. Lange stand ich am Waldsaum und wagte nicht herunterzukommen, was ich am liebsten schnell getan hätte, um alles zu veratzen. Denn ich dachte: *Was ist er imstande, im Haus noch anzustiften, wenn ihm der Heustadel im Weg stand?* Dennoch wartete ich. Ich glaubte, du lauertest noch auf der Straße und wärest imstande, mich in die Tiefe zu stürzen, wenn es nur einen Augenblick lang dein Verbrechen bedeckte.«

»O, du Satan!«, rief Althofer und fasste Wanfried am Hals.

Wanfried verwirrt, geschlagen, gerichtet, antwortete, ohne

sich zu wehren: »Die Uhr habe ich gestohlen, auch den Michael umgebracht! Warum hatte ich den Heustadel angezündet?«

»Du wolltest«, fiel Thekla ein, »die Schuld auf Michael wälzen. Dummer Teufel, die Hand, die das Feuer angelegt haben sollte, war längst erstarrt und kalt!«

»Ja, das wolltest du!«, rief Althofer.

»Du wolltest mich zum Weib haben«, fuhr Thekla hart und anklagend fort. »Du wolltest dich einschmeicheln, die anderen verlästern und auf Unschuldige deine Untaten wälzen. O, lieber an den Leichnam Michael mich binden und in die Grube versenken lassen, als dich berühren, garstige, widrige Kröte!«

»Lass los!«, schrie Wanfried, sich aus den Händen Althofers losreißen.

»Die Flinte, Thekla!«, schrie Althofer mit dem Knecht ringend.

Thekla lief in die Stube.

Da riss sich Wanfried mit einem verzweiflungsvollen Stoß von dem Bauern los und floh in den finsternen Hofraum.

Mit einer Laterne und der geladenen Büchse suchte ihn Althofer im Hof, im Stall, auf dem Boden, überall. Nach langem vergeblichen Suchen kam er an dem Taubenschlag vorbei und sah dort etwas herunterhängen. Es war Winfried. Er hing an dem Riemen des Zügels, an welchem sich noch das Pferdegebiss befand. Althofer schnitt ihn ab, der Tote fiel auf den unter ihm dampfenden Mist.

So gingen die drei gefürchteten Tage vorbei. Auch ein Teufel war tot.

Ende